Das erste Schwein stürzte vom Turm, als Sanchia die Piazza San Marco erreichte. Unter dem begeisterten Gebrüll der Umstehenden überschlug es sich auf dem Weg zur Erde mehrere Male, bevor es aufprallte und verendete.

Sanchia achtete nicht auf das Schauspiel. Ständig blickte sie über die Schulter zurück, doch die Männer schienen sie aus den Augen verloren zu haben. In dem Trubel um sie herum wäre es auch ein Wunder gewesen, wenn ihr jemand hätte folgen können. Niemand, der nicht direkt neben ihr stand, könnte sie in diesem Gewimmel ausmachen.

Die Menge bewegte sich wie ein einziges großes Lebewesen, aufgepeitscht durch Fanfarenstöße, Trommelwirbel und den schrillen Klang der Pfeifen. Die Leiber drängten sich dicht an dicht, es gab keinen Fingerbreit Platz. Die Piazza, ein einziger Hexenkessel ungezügelter Vergnügungssucht, barst förmlich vor Menschen. Lärmend schoben sich die Zuschauer nach vorn, auf der Suche nach den besten Plätzen entlang des Gevierts, das die *Comandatori* vor dem Campanile abgesperrt hatten.

Der Karneval hatte an diesem Tag seinen Höhepunkt erreicht, und wie immer hatten sich zu diesem Anlass viele tausend Schaulustige auf dem Markusplatz versammelt. Zwischen Buden und Zelten wogte die Menge, eine unüberschaubare Vielzahl kostümierter und maskierter Gestalten. Stelzengänger, Taschenspieler, Feuerschlucker und andere Gaukler wett-

eiferten in ihrem Bemühen, die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zu lenken, doch die meisten Blicke richteten sich inzwischen auf den Campanile.

Sanchia keuchte und presste sich die Hände in die Seiten. Sie konnte nicht richtig atmen, obwohl sie in den letzten Minuten nicht mehr gerannt war, sondern sich lediglich durch die Menschenmassen rund um die Basilika geschoben hatte. Bei ihrer Flucht durch das Gewirr der Gassen hatte sie mehr als einmal geglaubt, in einer Sackgasse gelandet zu sein, doch immer wieder hatte sie im letzten Augenblick eine unvermutete Abzweigung, eine winzige Brücke oder einen schmalen Durchlass entdeckt. Zwei- oder dreimal war der Schmerz so heftig gewesen, dass sie geglaubt hatte, nicht mehr weiterzukönnen. Mehrmals hatte sie kurz davor gestanden, sich einfach gegen eine Hauswand zu lehnen und aufzugeben. Oder sich in einen der unbewegten *Rii* fallen zu lassen, in die Schwärze des Vergessens. Doch sie hatte es nicht fertiggebracht, obwohl es die einfachste Lösung gewesen wäre. Sie wusste nicht, wohin sie fliehen sollte, und sie hatte keine Ahnung, was sie tun würde, wenn ihr die Flucht gelänge.

Schon der nächste Blick über die Schulter zeigte ihr, dass diese Frage für den Moment müßig war. Die Männer waren ihr nach wie vor auf den Fersen. Sanchia erkannte den Größeren unter ihnen an der Art, wie er suchend seinen Kopf hin und her bewegte, obwohl er wie die beiden anderen Verfolger maskiert war. Wie tausend andere um ihn herum trug er eine weiße, bis zum Mund reichende Maske und eine tiefgezogene, mit Federn geschmückte Kappe. Er sah ganz harmlos aus, doch Sanchia wusste ohne jeden Zweifel, dass er unter seinem Umhang ein Schwert und einen Dolch verbarg, mit dem er sie töten würde, sobald er ihrer habhaft würde.

Die beiden anderen hielten sich in seiner unmittelbaren Nähe auf. Ebenfalls maskiert und nicht ganz so groß wie ihr Anführer, aber nicht weniger eifrig in ihrem Bestreben, ihre

Beute aufzuspüren und mundtot zu machen, reckten sie sich auf die Zehenspitzen und versuchten, ihr Ziel in der Menge ausfindig zu machen.

Sanchia duckte sich unwillkürlich und stöhnte auf, als der Schmerz im selben Moment erneut einsetzte. Die Wehen waren heftiger geworden, seit sie die Piazza erreicht hatte, doch sie hatte gehofft, dass sie vergehen würden, sobald sie sich ein paar Minuten ausgeruht hätte.

Der Schnitt an ihrer Wange hatte auch wieder angefangen zu bluten, und die Stelle, an der ihr Ohr aufgeschlitzt worden war, fühlte sich nicht länger taub an, sondern pochte wie von einem eigenen Herzschlag erfüllt. Zum ersten Mal, seit sie den Palazzo verlassen hatte, wagte sie, die Verletzungen zu berühren. Sie hob zögernd die Finger und legte sie zuerst auf den Schnitt, der sich quer über ihre Wange zog, und dann auf die wunde Stelle an ihrer Ohrmuschel. Sie zuckte vor Schmerz zusammen, doch zu ihrer eigenen Überraschung waren die Wunden weniger tief, als sie angenommen hatte. Vor lauter Erleichterung stiegen ihr Tränen in die Augen. Sie hatte gefürchtet, entstellt zu sein und ihm nicht mehr zu gefallen.

Bei dieser Überlegung konnte sie kaum ein hysterisches Lachen unterdrücken. Es dürfte ihm wohl gleichgültig sein, ob ihr Gesicht und ihr Ohr zerschnitten wären, wenn sie mit einer Dolchwunde im Leib tot aufgefunden würde!

Dann spielte auch dieser Gedanke keine Rolle mehr, denn Sanchia bemerkte entsetzt, dass sie entdeckt worden war. Einer aus dem Verfolgertrio deutete in ihre Richtung, woraufhin sich alle drei augenblicklich in Bewegung setzten und begannen, die Umstehenden mit groben Püffen beiseitezudrängen.

Sanchia versuchte, sich durch die kostümierte Menge weiterzuschieben und rempelte dabei notgedrungen die Leute an. Menschen, die als Teufel, Mohren, Lumpengesindel oder Tiere verkleidet waren, wandten sich ihr unwillig zu, um sich

gleich darauf wieder auf das Schauspiel vor dem Glockenturm zu konzentrieren.

Sanchia wich einer Gruppe angetrunkener, in Frauenkostümen steckender Jünglinge aus, duckte sich hinter einen Stand, an dem stark riechende, in Lake eingelegte Sardinen verkauft wurden, und bewegte sich von dort aus Schritt für Schritt weiter durch das Menschengewühl auf die Arkaden des Palazzo Ducale zu.

Der Doge und sein Gefolge betrachteten das Geschehen auf dem Platz von der Loggia aus. Musiker, Bewaffnete mit Helm und Lederharnisch sowie Amtsträger in vollem Ornat umrahmten die *Nobili* in einer Aufstellung, deren strenge Ordnung zu der prächtigen Farbenvielfalt ihrer Kleidung einen merkwürdigen Gegensatz bildete.

Doch was war *nicht* merkwürdig an dieser Stadt und ihren Menschen! Sanchia konnte sich keinen Ort auf Erden vorstellen, an dem Entzücken und Entsetzen so nah beieinander lagen wie in dieser scheinbar im Meer schwimmenden Lagunenstadt, die von ihren Bewohnern *La Serenissima* genannt wurde.

Vor den Augen des Dogen und seines Gefolges wurde das zweite Schwein über den Rand der Aussichtsplattform gestoßen. Es stürzte wie ein Stein aus der Höhe herab, und sein markerschütterndes Quieken brach erst ab, als es mit einem dumpfen Klatschen auf den Ziegeln der Piazza aufschlug. Blut spritzte hoch und besudelte die vorwitzigen Gaffer, die sich zu nah an die Absperrung herangewagt hatten.

Die Menge quittierte es mit einem ausgelassenen Kreischen. Der Doge, die Damen aus seinem Gefolge und die Würdenträger applaudierten höflich, während bereits das nächste Schwein vom Turm fiel und dicht neben den beiden anderen landete. Geheul brandete auf, als gleich darauf das vierte Schwein folgte. Es landete auf einem der anderen Kadaver und lebte nach dem Aufschlag noch einige Augenblicke. San-

chia konnte erkennen, dass es mehrere Male heftig zuckte, bevor es mit einem erstickten Grunzen verendete.

Sanchia unterdrückte beim Anblick der zerschmetterten Körper nur mühsam ein Würgen. Weitere Schweine stürzten vom Turm, doch sie bekam diese Zurschaustellung roher Gewalt nur noch aus den Augenwinkeln mit, während sie hastig dem Rand der Menge zustrebte.

Sanchia schaute sich um. Ihre Verfolger waren nirgends zu sehen. Sie drängte auf der Suche nach einem Versteck weiter.

Als sie die beiden vor der Mole aufragenden Granitsäulen sah, erschauerte sie. Auf einer ihrer seltenen heimlichen Ausflüge war ihre Gondel dort vorn auf dem Wasser vorbeigeglitten. Sie hatten nebeneinander im Schatten der *Felze* gesessen, das Verdeck herabgezogen bis auf einen Spalt, durch den sie die sonnenüberstrahlte Silhouette der Gebäude rund um den Markusplatz aufragen sahen. Es war ihr wie ein seltsames, fremdartiges Bild erschienen: die scheinbar endlosen, wie Silber schimmernden Arkadenbögen der Palastfassade, die orientalisch anmutenden Kuppeln und Türmchen der Basilika, der Glockenturm. Und eben jene beiden Säulen auf der Piazetta, deren eine mit der steinernen Figur des heiligen Theodor gekrönt war, während auf der anderen der geflügelte Löwe, das Sinnbild des Apostels Markus thronte, des Schutzheiligen der Stadt. Dessen Gebeine waren unter abenteuerlichen Umständen im Jahre des Herrn 828 aus Alexandria geraubt und nach Rialto gebracht worden, um seither als Reliquie in San Marco verehrt zu werden. Auch der Löwe war geraubt und später als Wahrzeichen der Stadt aufgestellt worden, wenngleich er nichts weiter als eine heidnische Chimäre war, deren Flügel man später hinzugefügt hatte. Das alles hatte ihr Geliebter ihr ins Ohr geflüstert, seine Stimme ein schwacher, erregender Hauch an ihrer Schläfe und ihrer Wange, während das Wasser um sie herum plätscherte und die Sonne auf dem Dach der Felze glühte. Der Gondoliere

sang leise ein altes Fischerlied, doch Sanchia hörte ihm nicht zu, denn sie hatte nur Ohren für ihren Geliebten. Sie hätte ihm stundenlang lauschen können, nur um den Klang seiner Stimme zu hören. Sie liebte es, wenn er ihren Namen aussprach, ihn hin und wieder fallen ließ wie eine seltene Perle, ein Kleinod, das er nur ihr zu Ehren geschaffen hatte. Er nannte sie *Sanchia*, weil er diesen Namen mochte und weil er ihren wirklichen Namen nicht aussprechen konnte. Sie liebte den neuen Namen ebenfalls. Sie hatte ihn als eine Art Geschenk betrachtet, ihn gleichsam übergestreift wie ein kostbares Kleid. Es war, als könnte sie mit diesem Namen die Blößen bedecken, die zurückgeblieben waren, als man ihr das alte Leben wie eine nutzlose Hülle entrissen hatte.

Ihr Geliebter hatte ihre Hand genommen und sie auf seine Brust gelegt, dort, wo sie die Wärme seiner Haut und seinen Herzschlag spüren konnte. Der Moment war ihr so kostbar erschienen, dass ihr die Kehle eng geworden war. Seine Worte waren das vertraute Gemisch aus Venezianisch, Latein und Französisch, da er ihre Sprache nicht beherrschte und sie zu wenig Gelegenheit gehabt hatte, die seine zu lernen. Dennoch hatte sie nicht sofort begriffen, was er meinte. Erst, als er den Inhalt seiner Worte mit einer knappen, quer über die Kehle gezogenen Handbewegung verdeutlichte, war ihr klar, dass hier auf der Piazetta zwischen den Säulen die von den Gerichten verhängten Todesstrafen vollstreckt wurden.

Sanchia wandte sich nach links und drängte sich durch das Menschengewühl beim Dogenpalast. Immer mehr Schaulustige strömten über die *Riva* in Richtung Piazza. Ein Betrunkener trat ihr in den Weg, laut grölend und eine Flasche schwenkend, aus der es durchdringend nach billigem Fusel stank. Er packte Sanchia bei den Schultern und schrie etwas, das sie nicht verstehen konnte, doch die unmissverständliche Art, in der er seine freie Hand zuerst in ihr Haar grub und dann an ihre Brüste griff, ließ keinen Zweifel, worauf er aus war. Sie stieß ihn beiseite, und er torkelte davon, lallend und

schimpfend, bis er nach ein paar Schritten die Flasche an den Hals setzte, um einen tiefen Zug zu nehmen.

Sanchia zog den Ausschnitt ihres Kleides zurecht, doch die Verschnürung hatte sich gelöst und das Gewand drohte über die Schultern herabzurutschen.

Zum ersten Mal merkte sie, wie kalt es war. Zu Beginn ihrer Flucht hatte sie geschwitzt, aber jetzt fröstelte sie. Als sie weggelaufen war, hatte sie keine Zeit mehr gehabt, sich zum Ausgehen anzuziehen. Die Seide ihrer Schuhe löste sich allmählich in Fetzen auf, und von den feuchten Gassen stieg die kühle Luft unter ihre Röcke.

In den Rinnen und bröckelnden Vertiefungen der nur zum Teil gepflasterten Wege und Plätze hatte sich das Regenwasser vom Morgen gesammelt. Fast bei jedem zweiten Schritt trat sie in eine Pfütze, und wenn es eine Stelle an ihrem Kleid gab, die noch nicht durchweicht und verschmutzt war, würde man erst danach suchen müssen.

Ein unterdrückter Ausruf dicht hinter ihr ließ sie herumfahren. Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu, als sie sah, dass es einer ihrer Verfolger war. Die beiden anderen waren nirgends zu sehen, doch ihm war es gelungen, sie aufzustöbern. Es war der Anführer. Seine große, sehnige Gestalt war unter dem schwarzen Umhang nur zu ahnen, doch sie hatte ihn auch schon ohne die Maske gesehen und wusste daher, wie stark er war.

Sie keuchte laut auf, als die nächste Wehe begann, von ihrem Körper Besitz zu ergreifen. Sie fühlte, wie der Schmerz vom unteren Teil ihres Rückens aus ihre Beine lähmte und ihren Atem stocken ließ.

Auf dem Höhepunkt der Wehe verließen sie alle Kräfte. Sie blieb stehen und brach in die Knie. Der Schmerz war unvorstellbar, wie ein rasendes Tier, das seine Zähne und Klauen gleichzeitig in ihren Leib schlug. Sanchia schrie auf und schlang beide Arme um ihre Mitte.

»Bei allen Heiligen, was haben wir denn hier?«

Der Mann, zu dem die Stimme gehörte, blieb dicht neben ihr am Fuß der Brücke stehen.

Sanchias Blick war getrübt. Der Schmerz hielt sie immer noch gefangen. Sie war außerstande, den Blick zu heben und ihn anzusehen. Alles, was sie erkennen konnte, war eine eng anliegende grüne Strumpfhose mit einem Wappen und neben seinem rechten Schenkel die Spitze des herabbaumelnden Schwerts.

»Soll ich dir helfen, Liebchen?« Rohes Gelächter ertönte, während Hände ihren Leib betasteten. Der Mann versuchte, sie hochzuziehen und an sich zu pressen, nur um sie dann ebenso abrupt wieder fallen zu lassen. »Wenn ich dich näher betrachte, fürchte ich, dass hier alle Hilfe zu spät kommt. Da hat schon ein anderer Hand angelegt.«

Der Mann ging weiter, gefolgt von einer Horde weiterer *Bravi* in Wappenstrumpfhosen. Einer von ihnen stieß Sanchia grob zur Seite, als sie Hilfe suchend die Hand ausstreckte. Der Schmerz war noch nicht abgeflaut, sie konnte immer noch nicht richtig atmen, geschweige denn etwas sagen.

Sie hatte soeben den Blick in den Augen ihres Verfolgers gesehen. Er stand keine zehn Schritte entfernt und wartete, dass die jungen Burschen vorbeizogen.

Kaum hatten sie sich entfernt, trat er näher und ergriff Sanchias Arm.

»Komm«, sagte er einfach, während er sie hochzog. »Lass uns von hier verschwinden.«

Eine Öllampe an der Palastmauer erhellte einen schmalen Streifen über der Maske, genau an der Stelle, wo die Augen sichtbar waren.

Sanchia las darin ihren Tod.

Piero hockte auf der Ruderbank des *Sàndolo* und starrte in einer Mischung aus Missmut und Ungeduld zur Piazzetta hinüber. Am Rand der Mole waren die ersten Fackeln entzündet worden, vor deren flackerndem Licht sich die Umrisse

zahlloser Gondeln und ein Gewirr schwankender Bootsmasten abzeichnete.

»Siehst du ihn?«, fragte er.

»Nein.« Vittore, der neben ihm saß, gab ein unterdrücktes Rülpsen von sich. Vorhin hatte er auf dem Weg zum Händler eine mit Schmorzwiebeln gefüllte Pastete verzehrt, die seine Verdauung auf eine harte Probe stellte. »Ich sehe ungefähr tausend Mal tausend Menschen, aber nicht den einen.«

»Er wollte zwischen den Säulen stehen und uns winken«, hob Piero hervor, »sobald die Fackeln und Lampen entzündet werden.«

»Das wollte er. Aber manchmal ist sein Hirn kleiner als eine Erbse. Vielleicht ist ihm auch ein Schwein auf den Kopf gefallen.«

Vittores Scherz vermochte Piero nicht aufzuheitern. Seine eigenen Eingeweide schienen ihm wie ein einziger harter Klumpen aus Trauer und Furcht. Manchmal wünschte er sich, weinen zu können, hieß es doch, dass Tränen die Seele befreiten. Doch diese Erleichterung war ihm nicht vergönnt, und so kam es ihm vor, als würden der Schmerz und die Selbstvorwürfe ihn langsam von innen her aushöhlen.

Er hätte bei Bianca bleiben sollen. Sie in dieser Situation allein zu lassen war nur eine weitere Niedertracht in der Reihe derer, die sie von ihm bereits hatte erdulden müssen.

Davon abgesehen hätte er sich keinen ungünstigeren Tag für sein Vorhaben aussuchen können. Wer auf die Idee kam, am *Giovedì grasso* in Venedig seinen Alltagsgeschäften nachgehen zu wollen, musste verrückt sein.

Zweifellos *war* er verrückt. Nicht nur, weil die Menschen in seiner Umgebung es häufig behaupteten – manche mit mehr, manche mit weniger Nachdruck –, sondern weil es ohne Frage von wenig Verstand zeugte, mitten im Karnevalstrubel Quecksilber kaufen zu wollen. Das Quecksilber hatte er bekommen, auch wenn er dafür den sturzbetrunkenen Händler aus der Gosse vor seinem Haus hatte klauben müs-

sen. Aber dafür hatte er ganz offensichtlich seinen Lehrjungen im Getümmel des Karnevals verloren.

Vittore, der neben ihm saß, kratzte sich geräuschvoll den Kopf und fluchte murmelnd etwas vor sich hin, von dem Piero die Worte *gottverdammte Läuse* zu verstehen glaubte.

Vorsorglich rückte er ein Stück von Vittore ab und reckte sich, um nach Pasquale Ausschau zu halten. Innerlich gestattete er sich ebenfalls einen Fluch. Er musste wirklich den Verstand verloren haben, denn warum sonst hätte er es dem Jungen erlauben sollen, sich das Spektakel auf der Piazza anzusehen?

»Wie lange dauert es wohl, bis zwölf Schweine vom Glockenturm gefallen sind?«, ließ sich Vittore vernehmen.

Piero ersparte sich die Antwort, denn er hatte keinen Zweifel, dass die Frage nur ein Vorwand war, eine ebenso sinnlose wie langweilige Unterhaltung in Gang zu bringen.

»Diese Art, Schweine umzubringen, ist eine verfluchte Verschwendung«, fuhr Vittore fort.

Piero hob die Brauen. »Du weißt, was mit Gotteslästerern geschieht. Du solltest auf deine Zunge achten. Es sei denn, du brauchst sie nicht mehr.«

Vittore achtete nicht auf den Einwurf. »Das Fleisch ist völlig verdorben, wenn sie auf diese Weise zu Tode kommen. Zäh und geschmacklos.«

»Du musst es ja nicht essen.«

Vittore überging auch das. »Mit dem Bullen ist das was anderes. Das Enthaupten ist eine saubere Sache. Das Fleisch soll sogar in der Küche des Dogen zubereitet werden, habe ich mir sagen lassen.«

Piero blieb stumm. Er war nicht in der Stimmung, mit Vittore zu reden. Seinem Ofenmeister war offenbar daran gelegen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, doch das änderte nichts an dem, was geschehen war.

Ehrenwirth Verlag in der
Verlagsgruppe Lübbe

Originalausgabe

Copyright © 2007 by Charlotte Thomas
Copyright der deutschen Erst- und Originalausgabe
© 2007 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Vorsatz: Ausschnitt aus der Venedigansicht
von Jacopo de'Barbari (1440–1515/16)
Druck und Einband: Ebner & Spiegel, Ulm

Alle Rechte, auch die der
fotomechanischen und elektronischen
Wiedergabe, vorbehalten.

Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-431-03699-2 (ab 1. 1. 2007)
ISBN-10: 3-431-03699-6

5 4 3 2

Sie finden uns im Internet unter:
www.luebbe.de